

(Nachdruck verboten.)

84)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Und auf jeder Seite des kleinen Buches erstrahlte das herrliche Wort Solidarität, das seinen Titel bildete. Da und dort glänzte ein Satz auf wie Leuchtfeuer. Die Vernunft des Menschen ist unfehlbar, die Wahrheit ist nur eine, was die Wissenschaft festgestellt hat, ist unwiderruflich, ewig. Die Arbeit soll zum Freudenfeste werden. Das Glück eines jeden wird eines Tags nur noch im Glück der andern bestehen, es wird keinen Neid, keinen Haß mehr geben, wenn genug Platz auf der Erde sein wird für das Glück aller. Die Zwischenräder der gesellschaftlichen Maschinerie müssen beseitigt werden, da sie unnütz sind und Kraft verzehren; der Handel war damit zur Vernichtung verurteilt, der Verbraucher sollte nur mit dem Erzeuger zu thun haben. Mit einem Sensenstöße waren alle Parasiten hinweggemäht, alle die unzähligen Schädlinge zerstört, die von der socialen Korruption leben, von dem unaufhörlichen Kriege aller gegen alle, unter dem die Menschheit leidet. Keine Armeen, keine Gerichtshöfe, keine Gefängnisse mehr. Und über alledem strahlte in der endlich aufgegangenen Morgenröthe die Gerechtigkeit wie eine flammende Sonne, vertrieb das Elend von der Erde, gab jedem Wesen, das geboren wurde, sein Recht an das Leben, sein tägliches Brot, sein ihm gebührendes Maß an wirklichem Glück.

Lucas ließ das Buch sinken und verlor sich in Gedanken. Das große und heldenhafte neunzehnte Jahrhundert rollte sich vor seinem Geiste auf, mit seinen unablässigen Kämpfen, seinem tapferen und leidenschaftlichen Ringen zur Wahrheit und Gerechtigkeit hin. Von einem Ende zum andern war es erfüllt von der unwiderstehlichen demokratischen Bewegung, von dem Aufwärtstreben des Volks. Die Revolution hatte nur erst das Bürgertum zur Macht gebracht, es bedurfte noch eines Jahrhunderts, damit die Evolution sich vollende, damit das ganze Volk sein Teil erhalte. Die Samentörner keimten in dem ohne Unterlaß durchwühlten alten monarchischen Boden; und seit den Tagen von 1848 erhob die sociale Frage ihr Haupt, die Forderungen der Arbeiter traten immer stärker hervor, rüttelten an den Säulen des neuen bürgerlichen Regimes, das im Besitz war, und das durch den egoistischen, tyrannischen Besitz seinerseits in Fäulnis verfiel. Und nun, im neuen Jahrhundert, wird, sobald das unaufhaltsame Wachstum des Proletariats den alten socialen Bau gesprengt hat, die Reorganisation der Arbeit die Grundlage der künftigen Gesellschaft bilden, die nur durch eine gerechte Verteilung der Güter wird bestehen können. Der ganze Fortschritt, der nahe bevorstehend und unausweichlich ist, liegt darin. Die fürchterliche Krise, welche die Monarchien stürzte, als die alte Welt von der persönlichen Sklaverei zur Lohnsklaverei überging, ist nichts im Vergleiche zu der jetzigen Krise, die seit hundert Jahren die Völker rüttelt und schüttelt, zu der Krise des in Entwicklung begriffenen Proletariats, das sich umgestaltet, das etwas anderes wird. Und aus diesem Andern wird das glückliche und brüderliche Reich der Zukunft herauswachsen.

Lucas legte das Buch leise aus der Hand und löschte das Licht aus. Das Lesen hatte ihn wunderbar beruhigt, er fühlte den friedlichen und erquickenden Schlaf nahen. Wohl hatte er keine klare Antwort gefunden auf die drängenden Fragen, auf die flügenden Hilferufe, die aus der Finsternis zu ihm gedrungen waren und seine Seele in ihren Tiefen aufrüttelt hatten. Aber er hörte die Muse nicht mehr, als ob die Enterteten, die sie ausgestoßen hatten, sich nun, in der Ueberzeugung, daß sie gehört worden waren, in Geduld gefast hätten. Der Same war ausgestreut, die Ernte würde aufgehen. Das kleine Buch hatte Leben bekommen in der Hand eines Helden und Apostels, und die Mission wird erfüllt werden, wenn die Stunde dafür gekommen ist in der Entwicklung der Dinge. Und Lucas selbst hatte kein Fieber mehr, er suchte nicht mehr angstvoll nach einem Ausweg, obgleich die Lösung des großen Problems, das seine Seele erfüllte, gleichsam in der Schwelbe blieb. Er fühlte sich be-

fruchtet von der Idee, mit der festen Zuversicht, daß er sie zur Welt bringen werde. Vielleicht morgen schon, wenn er gut schlafen konnte. Und er gab endlich seinem großen Ruhebedürfnis nach und versank, erfüllt von Geist, Zuversicht und Willenskraft, in einen köstlichen Schlaf.

Als Lucas am nächsten Morgen um sieben Uhr erwachte und die Sonne am weiten, klaren Himmel sich erheben sah, war sein erster Gedanke, aus dem Hause zu gehen, ehe seine Wirte ihn sehen konnten, und die Felsentreppe zum Hochofen hinaufzusteigen. Er wollte Morfain auffuchen, mit ihm sprechen und bei ihm gewisse Erfindungen einziehen. Er gehörte einer plötzlichen instinktiven Regung, die ihn vor allem drängte, sich ein genaues Urteil über die aufgelaufene Mine zu bilden, von der Morfain, der auf dem Berge geboren und aufgewachsen war, jeden Stein kennen mußte. Und in der That, der Schmelzmeister, den er nach der durchgewachten Nacht bei dem nun zweifellos wieder gefundenen Hochofen fand, geriet in Eifer, sobald das Gespräch auf die Mine kam. Er, Morfain, hatte über die Sache immer seine eignen Gedanken gehabt, auf die niemand hören wollte, obgleich er sie oft genug wiederholte. Nach seiner Ansicht hatte der alte Laroche unrecht gethan, so rasch die Hoffnung aufzugeben und den Abbau einzustellen, sowie dieser aufgehört hatte, lohnend zu sein. Freilich war das Erz so schlecht geworden, so schwefel- und phosphorhaltig, daß es keinen guten Guß mehr ergab. Aber Morfain war überzeugt, daß man lediglich auf eine durchziehende schlechte Ader gestoßen sei, und daß man nur die Stollen weiter vorbauen, oder noch besser einen neuen an einer andern, von ihm bezeichneten Stelle hätte eintreiben müssen, um wieder auf das frühere vorzügliche Erz zu stoßen. Er stützte diese Ueberzeugung auf eine Reihe von Anzeichen, auf seine genauen Kenntnisse aller benachbarten Berge, die er seit vierzig Jahren beging und untersuchte. Er war freilich nicht gebildet, er war nur ein einfacher Arbeiter, der sich mit den Herren Ingenieuren nicht in einen Streit einlassen konnte. Trotzdem war er erstaunt, daß man nicht mehr Vertrauen in seinen Spürsinn setzte, und daß man es achselzuckend nicht einmal der Mühe wert gefunden hatte, sich durch einige Sondierungen von der Wichtigkeit dessen zu überzeugen, was er behauptete.

Die ruhige Sicherheit des Mannes machte tiefen Eindruck auf Lucas, um so mehr als er die Jüdelenz strenge verurteilte, mit der der alte Laroche die Mine auch dann noch nutzlos hatte liegen lassen, als die Erfindung des neuen chemischen Verfahrens die Nutzbarmachung auch des schlechten Erzes ermöglicht hätte. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft war der Betrieb der Mine unbedingt wieder aufzunehmen, selbst wenn man bemüht sein sollte, das Erz chemisch zu behandeln. Und wie erst, wenn Morfain mit seiner Ueberzeugung recht behalten sollte, wenn man auf neue, reiche und reine Adern stieße! Er nahm bereitwillig den Vorschlag des Schmelzmeisters an, mit ihm einen Spaziergang zu den verlassenem Stollen zu machen, damit er ihm seine Ansicht an Ort und Stelle darlegen könne. Der Aufstieg in der klaren, kühlen Morgenluft durch die felsige, wilde Einsamkeit, in welcher der Lavendel duftete, war köstlich. Drei Stunden lang Kletterien die beiden Männer durch die Schluchten der Felswand, drangen in Höhlen ein, folgten den tannenbewachsenen Hängen, wo stellenweise das nackte Gestein hervortrat wie das Skelett eines verscharften Riesenkörpers. Und allmählich übertrug sich die Ueberzeugung Morfains auf Lucas, erfüllte ihn wenigstens mit einer ahnenden Hoffnung, daß die Trägheit der Menschen hier einen Schatz habe aufgehoben liegen lassen, den die Erde, die unerschöpfliche Mutter, noch immer herzugeben bereit war.

Es war Mittag vorüber und Lucas verzehrte ein einfaches Mahl von Eiern und Milchspeise oben auf den Monts Bleus. Als er gegen zwei Uhr hochgestimmt, die Brust geweitet von der freien Bergluft, zurückkehrte, wurde er von seinen Wirten, die seinetwegen schon in Unruhe gewesen waren, da sie sich sein Ausbleiben nicht erklären konnten, mit lebhaften Ausrufen empfangen. Er entschuldigte sich, daß er ihnen nichts von seiner Absicht eines Spazierganges auf die Höhe gesagt hatte, erzählte, daß er sich verirrt und bei Bauersleuten ge-
gessen habe. Er gestattete sich diese kleine Lüge, weil er die

Geschwister Jordan nicht allein und noch bei Tisch traf. Wie an jedem zweiten Dienstag des Monats hatten sie drei Gäste: den Abbé Marle, den Doktor Robarre und den Lehrer Hermeline, die Soeurette gern an ihrem Tisch vereinigte, und die sie scherzhaft ihren Großen Rat nannte, weil sie ihr in ihren wohlthätigen Werken beistanden. Die so festverschlossene Crèche, wo Jordan in fast klösterlicher Abgeschlossenheit ein stilles Gelehrtenleben führte, öffnete sich diesen drei Männern, die als vertraute Freunde behandelt wurden. Man hätte freilich nicht sagen können, daß sie diese Gunst ihrer Einigkeit dankten, denn sie stritten fortwährend mit einander; aber ihre Diskussionen unterhielten Soeurette, und sie freute sich darüber, daß sie auch Jordan zu zerstreuen schienen, denn er hörte lächelnd zu.

„Sie haben also schon gegessen?“ sagte sie zu Lucas. „Aber Sie trinken doch eine Tasse Kaffee mit uns, nicht wahr?“

„Die Tasse Kaffee wird gern angenommen,“ erwiderte er heiter. „Sie sind wirklich zu liebenswürdig gegen mich, während ich eigentlich die stärksten Vorwürfe verdiente.“

Die kleine Gesellschaft begab sich in den Salon, durch dessen geöffnete Fenster man auf die Rasenflächen und die Bäume des Parks sah, die ihren kräftigen Duft hereinsandten. Auf einem Tischchen stand eine Porzellanvase mit einem Strauß herrlicher Rosen, die der Doktor Robarre liebevoll züchtete, und von denen er jedesmal Soeurette einige mitbrachte, wenn er auf die Crèche geladen war.

Während der Kaffee gereicht wurde, setzten der Pfarrer und der Lehrer ihre Diskussion fort; seit dem Beginn der Wahlzeit hatten sie nicht aufgehört, über die Fragen der Bildung und Erziehung miteinander zu streiten.

„Wenn Sie bei Ihren Schülern nichts ausrichten,“ sagte der Abbé Marle, „so ist es, weil Sie Gott aus Ihrer Schule verjagt haben. Gott ist der Herr der Geister, wir wissen alles nur durch ihn.“

Der große starke Mann mit der Adlernase und dem vollen Gesicht mit den regelmäßigen Zügen sprach mit der starren Autorität seines Glaubens, setzte alles Heil der Welt auf den Katholizismus und auf die strikte, buchstabengetreue Befolgung seiner Dogmen. Und ihm gegenüber saß Hermeline, der Lehrer, ein kleiner magerer Mann mit knochigem Gesicht, spikem Sinn und eckiger Stirn, ebenso starrsinnig, formalistisch und autoritär, der mit kaltem Grimm seine Religion des mechanischen, durch Gesetze und militärische Strenge zu fördernden Fortschritts verfolgte.

„Ach, lassen Sie mich zufrieden mit Ihrem Gott, der die Menschen nur zum Irrtum und zu Leiden führt! Wenn ich bei meinen Schülern nichts ausrichte, so kommt dies einmal davon, daß man sie zu früh wegnimmt, um sie in die Fabriken zu schicken. Und ferner kommt es hauptsächlich davon, die die Disciplin sich immer mehr lockert und daß der Lehrer gar keine Autorität mehr hat. Wenn ich meinen Jungen ein paar oedentliche Stockschläge geben dürfte, so würde ihnen das schon den Schädel öffnen.“

Da Soeurette einen kleinen Auf des Entsetzens ausstieß, setzte er seine Ansicht ausführlicher auseinander. Nach seiner Ueberzeugung gab es nur eine Rettung aus der allgemeinen Verderbnis: die Kinder unter die Disciplin der Freiheit zu heugen, ihnen das republikanische Bewußtsein so einzuprägen, mit Gewalt, wenn es sein muß, daß es ihnen zeitlebens im Blute bleibt. Sein Ideal war, aus jedem Schüler einen Diener des Staats, einen Sklaven des Staats zu machen, der seine Individualität dem Staate vollständig opfert. Für ihn gab es nichts Höheres, als daß alle dasselbe auf dieselbe Art lernen sollen, zu demselben Zwecke, der Allgemeinheit zu dienen. Das war seine harte und trostlose Religion einer von den Reminiscenzen der Vergangenheit mit Stockschlägen zu befreienden Demokratie, die dann aufs neue zu Zwangsarbeit verurteilt sein und unter der Zuchttrute der Herren ihr vorgeschriebenes Glück finden sollte.

„Außerhalb des Katholizismus ist nur Finsternis,“ wiederholte starrsinnig der Abbé Marle.

„Aber er steht ja vor dem Zusammenbruch!“ rief Hermeline. „Eben darum bedürfen wir eines neuen gesellschaftlichen Gerüstes.“

Der Pfarrer war sich zweifellos sehr wohl bewußt, daß der Katholizismus im entscheidenden Kampfe mit der Wissenschaft lag, welche jeden Tag weiter siegreich vordrang. Aber er wollte es nicht offen zugeben, er gestand nicht einmal ein, daß seine Kirche leerer und leerer wurde.

„Das Gerüst des Katholizismus,“ versetzte er, „ist noch

so stark, so ewig, so göttlich, daß Sie seine Konstruktion nachahmen, wenn Sie davon sprechen, was weiß ich, was für einen atheïstischen Staat aufzubauen, in welchem Gott durch eine Maschine ersetzt würde, die die Menschen regierte und erzöge!“

„Eine Maschine, warum nicht?“ rief Hermeline, gereizt durch das Stück Wahrheit, das in dem Angriff des Priesters lag. „Kommt ist nie etwas andres gewesen als ein Vampyr, der das Blut der Welt gesogen hat.“

Wenn der Streit zwischen den beiden sich zu solcher Heftigkeit gesteigert hatte, pflegte der Doktor Robarre in seiner leicht ironischen, versöhnlichen Art einzugreifen.

„Nun, nun, meine Herren, ereifern Sie sich nicht. Sie sind nicht mehr weit von einer Verständigung, da Sie sich gegenseitig vorwerfen, daß der eine des andren Religion nachahme.“

Der Doktor, ein kleiner, schwächlicher Mann mit feingeformter Nase und glänzenden Augen, war ein toleranter, ein wenig ironischer Geist, der, ganz der Wissenschaft ergeben, den politischen und socialen Fragen sein tieferes Interesse verweigerte. Er sagte, gleich Jordan, dessen intimer Freund er war, daß er die Wahrheiten nur an dem Tage in sich aufnehmen, wo sie wissenschaftlich bewiesen seien. Imübrigen war er ein bescheidener, fast schüchtern Mann, ohne jeden Ehrgeiz, der sich damit begnügte, seine Kranken nach bestem Wissen zu behandeln, und der keine andre Leidenschaft hatte, als die Pflege seiner Rosen innerhalb der Mauern seines Gartens, wo er einsam in glücklichem Frieden lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Verfall.

(Deutsches Theater.)

An der „Mutter Maria“ von Ernst Kosmer ist nur der eine Umstand bemerkenswert, daß es in einer Mittagsvorstellung des Deutschen Theaters aufgeführt werden konnte. Ich will vorausschicken, daß ich die übrigen Arbeiten der Dame (Ernst Kosmer ist ein Pseudonym) nicht kenne. Ich bitte also mein Urteil, das leider nicht milde ausfallen kann, nur auf das vorliegende Stück beziehen zu wollen. Ich schicke diese paar Zeilen voraus, weil mir von urteilsfähiger Seite gesagt worden ist, daß Frau Kosmer bereits recht seine Leistungen aufzuweisen hat, und weil ich nicht in den Verdacht kommen möchte, diese mir unbekanntem Sachen ebenso niedrig einzuschätzen, wie ich leider „Mutter Maria“ einzuschätzen gezwungen bin.

Ich will mit dem Bekenntnis beginnen, daß ich von dem Stück, wie man zu sagen pflegt, nicht die Bohne verstanden habe, oder doch nur das eine verstanden habe, daß es sich um eine überaus traurige, leichte und zum Teil geradezu blödsinnige Schwägerei handelt. Nichtsdestoweniger will ich versuchen, den Gang der Handlung niederzuschreiben. Vielleicht ist einer meiner Leser so glücklich, den tieferen Sinn des Unsinns zu entdecken. Befehlen wir also unsere Seele dem Himmel und fangen wir an:

Die Handlung spielt im Hochgebirge. Zu Anfang ist ein Eremit auf der Scene, der im Stück der verständigste und liebenswürdigste Charakter ist. Er ist überhaupt der einzige Charakter, in dessen Adern menschliches Blut rollt. Wenn es auch in den Grundzügen kein neuer Mensch ist, den wir kennen lernen, so ist es doch immerhin ein Mensch und das genügt in der tristen Ohnmacht dieses Stücks vollkommen, um angenehm aufzufallen. Während der ersten Scene, in der unser Eremit ein durchaus nicht poesieloses Zwiegespräch mit dem Tode führte, glaubte ich an eine feine, wenn auch vielleicht kleine Arbeit. Dann tritt so ein rabiater Naturbursche auf, so eine Art Uebermensch an Willen und Muskeln, der an den Jäger in „Wenn wir Toten erwachen“ anklängt. In dieser Scene — in der zweiten des Stücks — geht der eigenliche Jammer an. Die Scene selbst ist immer noch hoffnungsvoll, zumal da Kaffler den Jäger mit großer Kraft und Frische spielte. Von da an geht es leider abwärts. Der Jäger oder Bergsteiger oder was er sonst ist, hat einmal oben im vereisten Hochgebirg ein schönes Weib gesehen, so eine Art Fee des Hochgebirgs, die im Mondschein droben mit ihren liebenswürdigen Schwestern sinnbehörnde Tänze aufgeführt. Dieses Weib will also der tühne Willensmensch erringen. Daß die Sache schief geht, wissen wir bereits, da der dunkle Engel des Todes, der an der Bühne weist, uns davon unterrichtet hat. Der Tod führt persönlich einen Vergnützlich herbei, wobei er allerlei Beschwörendes herfagt, das ich zu meinem Bedauern nicht verstanden habe. Der Jäger versammelt sich also zu seinen Vätern, und der Schauspieler, der die Rolle spielt, kann sich abschminken und nach Hause gehen, was mich bereits in diesem Stadium der Handlung mit Reiz erfüllte. An Stelle des Jägers kommt nun die Fee, die er gesucht hat, vom Berge hernieder. Sie vernimmt ihren Girtel, den ihr der Jäger geraubt hat. Später stellt sich heraus, daß er sie auch geküßt hat, mithin also mindestens in den Vorhof seiner Seligkeit gelangt ist. Mit diesem Girtel muß es eine recht sonderbare Be-

wandnis haben — die Fee bekommt plötzlich ein menschliches Herz, fühlt so etwas wie Liebessehnsucht und wird ein irdisches Weib. Sie geht nun ins Thal hernieder zu den Menschen, und wir finden sie wieder, wie sie hochschwanger als Bettelweib vor der Thür einer Kapelle liegt. Ich habe zunächst leise lächeln müssen, als ich sah, daß sie die kurze Spanne ihres Menschenseins bereits in dieser weiblich — allzu weiblichen Weise benützt hatte. Später scheint es jedoch, als ob das ganze Anglück von jenem Kuß des Jägers herührte, und da habe ich mich aufrichtig gefreut, daß wir auf dieser sündigen Erde für einen Kuß nicht ganz so hart zu büßen brauchen. Wie Maria — so heißt die Fee — in ihrem hilflosen Elend so daliegt, erscheint der Tod, um ihr noch ungeborenes Kind zu holen; sie ringt indessen mit ihm und besiegt ihn, woraus man am Ende schließen darf, daß gegen den Tod trotz des Sprichworts dennoch ein Kraut gewachsen ist. Das Kind kommt also auf der Straße zur Welt und lebt. Im nächsten Akt finden wir Maria an der Wiege ihres Kindes wieder, strahlend vor Mutterglück. Der alte Einsiedler besucht sie und bringt auf einige Augenblicke wieder etwas menschliche Wärme auf die Bühne. Er scheint sich vergeblich bemüht zu haben, ihr das Vaterunser beizubringen — sie lehnt es unter Anzeichen heftigen Widerwillens ab. Vielleicht kommt es daher, daß sie einmal ein heidnisches Zaubelwesen war, aber im Grunde ist sie doch jetzt Mensch, Weib, Mutter geworden. Halten wir uns indessen nicht mit so geringfügigen Widersprüchen auf. Verabigen wir uns dabei, daß sie zwar Mensch geworden ist, daß ihr aber doch noch das alte Heidentum im Blute steckt. In der Nacht kommen nun die andern Feen zu ihr, tanzen ihr was vor und loden sie wieder in die mondbeschiene Eisregion zurück. Während sie tanzt, kommt der unvermeidliche Tod und macht ihr Kind zunächst krank, was mir von seiner Seite ein Uebergriff in ein fremdes Ressort zu sein scheint. Der Versuch, am nächsten Morgen die Krankheit durch ein Vaterunser zu bannen, mißlingt, da Maria noch immer nicht recht mit dem Veten zu stande kommen kann. Das Kind stirbt also und Frau Gehrner, die die Mutter spielt, schlägt auf der Bühne lang hin — *Bravissimo!* Im letzten Akt ist Maria in Schmerz aufgelöst und stirbt schließlich, was von den leidenden Zuschauern nicht ohne Genußnahme begrüßt wurde. Der Tod scheint ihr am letzten Ende noch zu attestieren, daß sie es nun doch fertig gebracht habe, so etwas wie eine „Mutter Maria“ in symbolischer Bedeutung zu werden. Er war indessen vorsichtig genug, mit der Bemerkung zu schließen, daß er die eigentliche Lösung des Rätsels mitnehme. Wie schade! Ich bin zwar kein Freund vom Rätsellösen, am wenigsten im Theater, aber schließlich nimmt man doch gern etwas mit, wenn man einige Stunden geopfert hat — sei es auch nur ein aufgelöstes Rätsel.

Daß der Tod so häufig durch die Dichtungen der Mode spukt, ist ein Zeichen, daß er auch durch die Welt spukt und somit ein Zeichen von Verfall. Daß ein Teil des Publikums sich durch bunte Märchen über diese Thatsache hinwegzutrosteln sucht, ist wiederum Verfall, und daß das „Deutsche Theater“ derartige Erzeugnisse spielt, ist zum drittenmal Verfall. Unter den Darstellern hatte es Fischer am besten, der den lebenswürdigen Einsiedler mit lebenswürdigem Humor spielte. Herr Sommerstorf war in der deklamatorischen Partie des Todes gut, während Frau Gehrner recht äußerlich tragierte, was uns zu einer „Mutter Maria“ nicht ganz zu stimmen scheint. Im übrigen hatte sie — einmal ihren äußerlichen Stil zugegeben — einige wirkungsvolle Momente. —

Erich Schlaifer.

Kleines Feuilleton.

— Die Ausbildung der Sinne beim Arzte. In der „Leipz. Ztg.“ schreibt ein Sachmann: Von allen gelehrten Berufen erfordert keiner eine solche Ausbildung aller Sinne wie der ärztliche. Sieht man von Geruchsempfindungen ab, die als aufdringlich auch dem Laien nicht entgehen können, so bleiben noch andre übrig, die allein der Arzt zu unterscheiden im stande ist. Er deutet z. B. die Athmungsluft der Fuderkranken, die bei Erkrankungen der Mundschleimhaut nach chronischen Vergiftungen durch Metalle, wie Blei, Quecksilber, und den häufig ganz eigenartigen Geruch bei Entzündungen des Rachens. Ramentlich die älteren Aerzte legen großen Wert auf das Vermögen, verschiedene charakteristische Gerüche auszulernen, und auch heute findet man Erfahrene, die sofort eine Wahrscheinlichkeits-Diagnose beim Betreten des Krankenzimmers von Scharlachkranken, Tuberculösen, Frauen in kritischen Zeiten abzugeben im stande sind. Weniger in Betracht kommt die Ausbildung des Gesinns, obgleich auch an diesen Sinn vorzüglich beim Studium der Krankenloft-Zubereitung Anforderungen gestellt werden. Gedankenlosen Arrangements legt der Widerwillen der Kranken gegen bestimmte Arzneien berechtigte Hindernisse in den Weg, veranlaßt zum Ausstinnen der sogenannten Korrigentien, d. i. gesümmackverbessernden Mittel. Allerdings sind die Zeiten vorüber, da der Arzt in dem Extrem seiner Selbstverleugnung — *horribile dictu* — *Naturalia foscite*, was indes weniger ernst zu nehmen ist, erinnere man sich, daß er früher den widerlichsten Dingen Heilkraft zusprach und sie ordinierte. Beiläufig sei erwähnt, daß ein Stoff, der in den früher auch schon bei den alten Ägyptern gebräuchlichen wunderlichen Medicamenten enthalten war, auch jetzt in der Heilkunde eine Rolle

spielt, nämlich der künstlich synthetisch hergestellte Harnstoff ein Triumph der neuen Chemie. Wie der Gobelinweber 400 verschiedene Arten Gelb, der Musiker feinste Tonschwingungen, der Blinde tastend den Charakter der Hochdruckbuchstaben durch Uebung auseinanderzuhalten vermag, so muß der Arzt darauf Bedacht nehmen, sein Gesicht, Gehör und Gefühl zu vervollkommen. Ein geschärfter Blick, geübt durch den Anschauungsunterricht der anatomischen Lehrkurse und der Klinik, überfiehet im Moment den ganzen Habitus des Kranken. Er schätzt den Gesichtsausdruck, die Wölbung der Brust, die kleinste Verkrümmung der Wirbelsäule. Aus Abweichungen des Skeletts vom Normalen, aus dem Zurückbleiben einer Brusthälfte bei der Athmung, aus dem Verhalten einzelner Muskelgruppen zieht er seine Schlüsse. Je nach der Sachlage waffnet er sich mit den verschiedenen Arten von Untersuchungs-Spiegeln und wirft die von der Lichtquelle erborgten Strahlen in das Auge, das Ohr, den Mund, die Nase, den Kehlkopf und in die Luftröhre bis zu der Stelle, wo sie sich zu teilen ansieht. Mit geeigneten Instrumenten macht er sich das direkte Licht der Sonne bei Frangentheiten zu Nuge. Er führt muntlos gearbeitete, genial erdachte Träger und Leiter des elektrischen Lichts in den Wagen, in die Blase und prüft die Bilder des Röntgenschildes. Eine reichfließende Quelle der Befriedigung gewährt ihm die mikroskopische Untersuchung. Hier ist es seinem Scharfsinn überlassen, Befunde zu denken, Farbkontraste im Präparat zu unterscheiden; das Binokular darf ihm nicht entgegen. Er lernt es aus den Wirkungen des Polarisationsapparats, des Stereoskops, der Camera obscura mit ihren Projektionsbildern, er wird zum Photographen, zum Färber und Maler, mit dem Metermaß und dem Lasterzirkel in der Hand zum Vermesser. Nicht minder zahlreich sind die Aufgaben für die Uebung seines Gehörs. Die Schlüsse, die er aus dem zieh, was sein Trommelfell dem arbeitenden Gehirn zuträgt, sind oft von der wunderbaren Feinheit. Kein Krauter, fühlt er das Ohr des Arztes an seiner Brust, kann die Lidzadimmen der Gedanken ahnen, wie sich zuletzt doch in den einen Punkt der Gewißheit, der sicheren Diagnose vereinigen. Die feinsten Tonqualitäten der den Körper durchdringenden sich an den Herzklappen reibenden Blutwelle müssen nach Zeit und Ort auseinander gehalten werden, die vielgearteten Geräusche der die Lunge durchfließenden Lufthäule als normal oder krankhaft unterschieden werden. Unter dem Finger entstehen, je nachdem er auf hohle, luft- und flüssigkeithaltige oder feste Organe klopft, Schallunterschiede, die von größter Wichtigkeit sind und zeigen, ob diese Organe an ihrer richtigen Stelle liegen, ob sie von normaler Gestalt und Größe sind, oder ob ihnen krankhafte Beschaffenheit zuzusprechen ist. Bei der Percussion spielt auch die Tastempfindung eine gewisse Rolle, die allein in Betracht kommt, wenn die fühlende Fingerpitze, die Hand, unter Umständen mit der Sonde bewaffnet, Aufschluß geben muß über die Grenzen bestimmter Körperteile. Das Tastgefühl übermitteln die Empfindung abnormer Widerstände, unterscheidet über Glätte und Rauigkeit von Körperoberflächen, ob hart ob weich, ob warm ob kalt, sie fühlt die mannigfachen Verschiedenheiten der Arterienwandung und ihre Füllung. So fördern die wohlgeschulten Sinne in ihrer Gesamtheit in ihrem gegenwärtigen Ergänzen und durch ihre gemeinsame Thätigkeit die ärztliche Kunst und dienen dem Wohle des Kranken. —

— Für den Nährwert des Brotes ist hauptsächlich sein Gehalt an Stärkemehl entscheidend, und wie lockeres, weißes Brot, bestanden mit Schmalz oder Butter und belegt mit Käse oder Fleisch, ein vorzüglicher Träger für diese Nahrungsmittel ist, so ergänzt es wegen seines Reichthums an Kohlehydraten in einer solchen Verbindung gleichzeitig aufs beste Fett und Eiweißkörper zu dem für die Ernährung des Körpers notwendigen Gemenge an Nährwerten. Das Brot enthält jedoch auch an und für sich Eiweiß, Fett, Salze, Wasser in folgendem Verhältnis: Eiweiß 6–10 Proz., Stärke 50 bis 80 Proz., Fett 0,2–0,9 Proz., Salze 0,1–1,5 Proz., Wasser 11 bis 42 Proz. Dazu kommt nun noch im Kleinenbrot die Cellulose, die in der Ahele, der mitgebundenen Hülle des Weizenkorns vorhanden ist, und z. B. als Grobhanbrod wegen ihres mechanischen Darmreizes ein gutes Stuhlmittel ist, aber die Verdaulichkeit des Brotes selbst vermindert. Denn mit der Kornhülle kommen in das Brotmehl auch die der Innenseite dieser Hülle anliegenden Eiweißzellen des Korns, die der Praktiker mit Recht „Kleber“ nennt. Das Eiweißgehalt des Weizenkorns beträgt z. B. bis 16 Proz., und es wäre im Princip ein sehr großer Gewinn, könnte diese ganze Menge im Brote zur Verwertung kommen. Die Reigung des Klebers aber, zu säuern und feucht zu werden, wiegt den durch seine Anwesenheit bedingten höheren Nährwert des Brotes in keiner Weise auf, weil wir dadurch ein sehr schwer verdauliches Brot erhalten, das fast den Mehllöhen gleich zu stellen ist: auch diese sind nahrhafter als Brot, weil sie nicht durch die das Brot locker und dadurch verdaulichere machende Gärung einen Teil ihrer Nährwerte verloren haben; aber sie sind in der Form der bayrischen Knödel kaum, und höchstens in der Zubereitung als Knödeln oder als kleine württembergische Spätzeln für den Durchschnittsmagen zu bewältigen. Für ein gutes Brot eignet sich in erster Linie, wie die „Blätter für Gesundheitspflege“ mitteilen, der Weizen, der die meisten Nährwerte besitzt, sodann der Roggen, während Hafer, trotz seines Reichthums an Eiweiß und Fetten und Gerste aus mechanischen Gründen weniger in Betracht kommen. Neben der Wahl der Frucht muß aber auf die Zubereitung geachtet werden, vor allem, daß der Gärungsprozeß bestimmte Grenzen nicht überschreitet. Denn durch die Gärung, die das Brot verdaulich macht, werden gleichzeitig die Stärke und etwa vorhandene

benes Eiweiß zerstört und die Kunst des Bäckers muß nun versiechen, die Gärung so rechtzeitig zu unterbrechen, daß nicht der Verlust an Nährwerten unterhalb des Gewinnes bleibt, den die Gährung der Verdaulichkeit bedeutet. Darum läßt man den Brotteig nur bestimmte Zeit gären. Noch besser als diese gewöhnliche Gärung auf Kosten des Nährwertes des verwandten Mehls mit Hilfe von Sauerteig, der aus Mehl, Wasser und faulendem Kleber besteht, ist der Zusatz von doppeltkohlenstoffsaurem Natron und Salzsäure zum Brotteig, wodurch das Brot ebenfalls locker wird, ohne in seinem Nährwert gegen den verwandten Teig nachzustehen. Auch der Wassergehalt des Brotes spricht bei seiner Abschätzung mit, wasserarmes Brot ist entschieden zu bevorzugen, weshalb Mergel oft altbackenes Brot oder Zwieback, zweifach gebackenes Brot, empfehlen. Wer im Zimmer sitzt und dadurch seine Verdauung in mancher Beziehung beeinträchtigt, soll lieber Weißbrot essen, während der Feldarbeiter das Kleberreichere, weniger leicht verdauliche Schwarzbrot genießen mag. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber interessante Anpassungen berichtet der Basler Anatom R. Burckhardt einige Thatfachen von weiterem Interesse. Das Nestjunge des neukaledonischen Kallenkranichs ist in der Farbe auffällig verschieden vom alten Vogel. Während letzterer in der Hauptsache einfarbig grau ist, besteht der Grundton der Färbung des Jungen aus Kastanienbraun bis Rothbraun, in welche Farben aber auffällige, unregelmäßige oder gelbe, schwarz umrandete Fleckenstreifen verteilt sind, so daß die Farben-Centren mit den am meisten vorspringenden Punkten des niederlauernden Nestlings zusammenfallen und die ganze Färbung den Eindruck erweckt, als ob sie gerade dazu dienen sollte, über die plastische Verteilung von Licht und Schatten auf dem Körper hinwegzutäuschen. Da das Nest wohl im Urwald dicht, vielleicht auf einem niederen Baumstamm zu suchen ist, dürfte die Zeichnung und Färbung des Jungen ebenfalls einen flechtenbewachsenen Baumstamm nachahmen. — Ferner haben Messungen ergeben, daß beim Nestjungen die Länge der Beine im Verhältnis zum übrigen Körper viel geringer ist, als beim alten Vogel, wie es ähnlich auch bei den Kranichen der Fall ist. Auch dieser Unterschied dürfte in der Verschiedenheit der Lebensweise der im sumpfigen Dicht sich aufhaltenden Jungen und der am Strande lebenden Alten beruhen. Erstere können sich in ihrem Aufenthaltsort naturgemäß nur wenig bewegen, letztere müssen Laufbeine haben. So tritt dann die Streckung des Beins verhältnismäßig spät, rasch und plötzlich ein, wenn das Junge das Nest dauernd verläßt und sich nach dem Aufenthaltsorte der alten Vögel begibt. —

(„Innschau.“)

Aus der Pflanzenwelt.

— Der Kürbis als Nuss- und Zierpflanze. A. Gerhard Kuschler schreibt in der Wochenchrift „Kerthus“: In sehr vielen Teilen Deutschlands wird der Kürbis hinsichtlich seines Wertes noch weit unterschätzt, während er in Frankreich, England und Nordamerika allgemein als Volksnahrungsmittel gilt. Dort wird er zur Suppe, zum Waden und Einnachen benutzt und ein gut mit Zucker eingemachter Kürbis gereicht jeder Tafel zur Ehre. Der Kürbis wächst überall und selbst in rauhen Lagen gedeiht er soweit, daß Sorten, welche man im halbreifen Zustande verbraucht, gezogen werden können. So eignet sich ganz besonders Vegetable de Marrow zum Verlocken im halbreifen Zustande, denn er besitzt halbreif einen dem Blumenkohl ähnlichen Geschmack. Der Kürbis will viel Dünger und viel Wasser zum Gedeihen haben und es genügt nicht, nur den Boden zu düngen, man muß auch, nachdem das Beet ca. 30 Centimeter tief umgegraben ist, bei 2 Meter Abstand Löcher ausheben, welche 60 Centimeter Durchmesser und 30 Centimeter Tiefe aufweisen. Diese Löcher füllt man mit verrottetem Dünger, der mit Komposterde, etwas Lehm und reichlich Sand vermischt ist. Obenauf bringt man gewöhnliche Erde. Dann ist es vorteilhaft, das Niveau nach dem Pflanzloch fallen zu lassen, weil sich dann das Regenwasser leichter nach den Wurzeln hinzieht und das künstliche Bewässern erleichtert. In kleineren Gärten wird sehr häufig der Kürbis auf dem Komposthaufen gezogen, es ist dies insofern ein großer Fehler, als dadurch dem Komposthaufen die besten Bestandteile entzogen werden und nur höchst minderwertige Erde übrig bleibt; die Kürbisse sind dort also mit zu großen Opfern gewonnen.

Man säet die Kerne am besten in kleine Töpfe und setzt die Pflänzchen dann Mitte Mai aus, wobei man wie bei den Gurken und Melonen zwei Pflanzen zusammen in die Löcher bringt und später die schwächere entfernt. Nach dem vierten Blatt wird die Pflanze abgeschnitten, worauf sich die kräftigen Seitentriebe bilden. Will man viel Kürbisse ziehen und kommt es nicht auf die Größe an, oder will man sie im unreifen Zustande verwenden, so läßt man alle Früchte an den Ranken wachsen, will man dagegen nur wenige, aber recht große erzielen, dann schneidet man die Ranken drei Blätter über der Frucht ab. Ebenso werden die kleinen unreifen Früchte in der Küche baldigst verwendet, damit die großen schneller vorwärts kommen. Man kann den Kürbis auch an Ort und Stelle ausäßen, indem man 2—3 Kerne 4 Centimeter tief in die Pflanzlöcher steckt, später werden auch hier die schwächsten Pflanzen entfernt. Von Anfang an müssen die jungen Kürbisse gut

gegossen werden, sind sie größer, so werden dem Wasser Düngstoffe beigelegt, doch nehme man nur schwache Lösungen.

Diejenigen Früchte, welche im reifen Zustande verwendet werden sollen, also zur Saat oder zum Einnachen bestimmt sind, müssen so lange auf dem Lande an der Pflanze belassen werden, bis Frost eintreten will. Sie werden dann an einem trocknen kühlen Ort aufbewahrt, damit sie nicht schrumpfen. Der Samen behält seine Keimkraft circa acht Jahre. Es giebt eine sehr große Anzahl Sorten von Speise- und Zuckerkürbissen; ich führe einige der wichtigsten und Schönsten hier an. Der gewaltigste ist der geneigte gelbe Melonen-Centner-Riesenkürbis, er wird bis 100 Kilogramm schwer und eignet sich zum Einnachen. Er hat einige Abarten, wie den grünen, silbergrauen und den scharlachroten Centner-Speisekürbis. — Sehr schön ist roter Türkenbund, er hat sehr süßes, festes Fleisch, hält sich im Winter sehr lange, bleibt aber sehr oft nur klein. Der aus Südamerika stammende Balparaiso (gelb sowie dunkelrot) ist sehr zuderhaltig. Der Vegetable de Marrow ist schon oben erwähnt. Der grün und weiß gestreifte, der halb gelb, halb grüne, der rote und der weiße Birnen-Kürbis sind ganz reizende Arten. Zur Bekleidung von Lauben und zum Einnachen eignet sich vorzüglich der Augurienkürbis mit seinen grün und weiß marmorierten Früchten. Hierlich sind auch der rot und gelb gestreifte und der weiße Apfelmürbis. Auch der kleine Apfelmürbis ist niedrig, ebenso der kleine gelbe Giebkürbis. Eigenartig ist der marmorierte Croockneck. Ferner seien erwähnt der Flaschenkürbis, der Glockenkürbis, der korbische, platigedrückte, La Galeuso, der kleine Zwickelkürbis, die kleinen Coloquinten, die Perlauleule, der allerkleinste Stachelbeerkürbis und das Pulverhorn. —

Humoristisches.

— **Talentvoll Kunde:** „Scheint ein aufgeweckter Junge zu sein, Ihr neuer Lehrling!“

— **Weinhändler:** „Na, ich sag' Ihnen, er ist erst drei Monat bei mir... aber der Vengel macht schon einen besser'n Rotwein wie ich!“

— **Immer der Gleiche. Gymnasiallehrer:** „Niele, Niele, was haben Sie wieder gemacht?! Die Gans ist ja total verbrannt!... Sie werden zur Strafe heute noch drei Gänse braten!“

Notizen.

— Eine Gesamtausgabe aller Schriften Wilh. Raabes wird für den Herbst vorbereitet. —

— Von Wilhelm v. Polenz erscheint in Kürze eine völlig umgearbeitete Ausgabe des Romans „Der Pfarrer von Breitendorf“ und ein neuer Band Dorfgeschichten „Luginland“. —

— k. 24 000 M. für eine Bibel. In London wurde eine kostbare Manuskript-Bibel in Wyclifs Uebersetzung für 24 000 M. verkauft. Der Foliant, der 15 1/4 Zoll zu 10 1/4 Zoll mißt, ist in englischer Frakturschrift auf Schreibpergament von einem englischen Schreiber um 1410 geschrieben. Das Manuskript ist reich mit ornamentalen und mit Blumen verzierten großen Anfangsbuchstaben und Randleisten in Gold und Farben illustriert. Dabei ist diese Pergamentbibel nicht einmal vollständig. —

— Björnsons „Laboremus“ erlebt am 30. Mai am Stuttgarter Hoftheater seine erste Aufführung in Deutschland. —

— Strindbergs neue Bühnenarbeit „Mitsommer“ hatte bei der Erstaufführung am Stockholmer Svenska-Theater Erfolg. —

— Ein Regier-Theater, das ausschließlich für Schwarze bestimmt sein soll, will man in Chicago begründen. —

— Felix Ehrh, Oberregisseur am Theater des Westens, geht am 1. September auf denselben Posten an das Hamburger Stadt-Theater. —

— Die italienische Operngesellschaft der Sembrich bringt in nächster Zeit „La serva padrone“, die einzige komische Oper von Palestrina. —

— Anton Dvorschaks neue Oper „Russalka“ ist von der Wiener Hofoper zur Aufführung angenommen worden. —

— In der Konkurrenz für das große Siebelsfeld „Zuspitation“, Vronzengruppen-Schauspiel und Oper, am II. Stadt-Theater in Köln hat der Bildhauer Mag. Meißner (Friedenau) den Preis erhalten. —

— In der zoologischen Schausammlung des Museums für Naturkunde sind jetzt Fährten von jagdbaren deutschen Säugetieren und Vögeln ausgestellt. Sie sind dauerhaft in Sand eingedrückt von dem Förster Geride in Bad Meinerz in Schlesien. Es sind die Fährten männlicher, weiblicher und junger Tiere folgender Säugetiere: Rothfuchs, Damhirsch, Wildschwein, Gase, Kaninchen, Marder, Iltis, Hermelin, Wiesel, Dach, Fischotter, Kage, sowohl im ruhigen Gang, als auch im flüchtigen Lauf. Die Vogelfährten sind eingedrückt von Männchen und Weibchen folgender Arten: Auerhuhn, Wirsuhuhn, Ganshuhn, Fasau, Rebhuhn, Waldschnepfe. —